Gerhard Lohse

Bruno Snell (1896–1986)
Geisteswissenschaft und politische Erfahrung im 20. Jahrhundert

Wissenschaftler in Hamburg
Band 6

Herausgegeben von
Ekkehard Nümann

Gerhard Lohse

Bruno Snell (1896–1986)

Geisteswissenschaft und politische Erfahrung im 20. Jahrhundert

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der

sowie von Susanne Müller-Deile

Inhalt

Vorwort des Herausgebers 9

Grußwort 10

Bruno Snell – Auf den ersten Blick 15

Vorbemerkung 17

Kindheit und Schulzeit in Lüneburg 19

Studium von »Law and Political Economy« in Edinburgh 1914 – Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Internierung auf der Isle of Man – Austausch nach Holland im Frühjahr 1918 27

Beginn des Studiums der Klassischen Philologie in Göttingen im Frühjahr 1919 – Ab April Ausbildung in einem Freicorps im Osten . . 37

Studium in Berlin und München 42

Promotion in Göttingen im Oktober 1922 50

»Probekandidat« an der Matthias-Claudius-Schule in Hamburg-Wandsbek – Die Reise nach Russland – Habilitation in Hamburg geplant 56

Lektor für Deutsch in Pisa – Habilitation in Hamburg 1925 – »Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« am Deutschen Archäologischen Institut in Athen 63

Die Welthafenstadt Hamburg und die Klassische Philologie 73

Snells Berufung auf das Ordinariat für Klassische Philologie in Hamburg 76

Die »Entliberalisierung der bürgerlichen Mitte« und Werner Jaegers »Dritter Humanismus« 81

Die »Machtergreifung« am 30. Januar 1933 91

Der Rechtsruck an der Universität Hamburg – Snells Stellungnahme zu Werner Jaegers »Drittem Humanismus« . . 93

Geistesgeschichte und die »Flut der Papyri« 102

Klassische Philologie in Hamburg nach 1933 – Der politische Witz als Ausdruck des Nicht-Einverstandenseins 105

Während des Krieges: Opposition in kleinem Kreis und Vorbereitung auf die Zeit nach Hitler 113

»Unsere Wohnung ist völlig ausgebrannt« (25. Juli 1943) 117

Die Gründung des »Archivs für griechische Lexikographie« im Dezember 1944 122

Die kampflose Besetzung Hamburgs am 3. Mai 1945 durch britische Truppen – Treffen zur »Reorganisation der Universität« am 6. Mai 1945 125

Entnazifizierung, »revolutionäre Aktionen« und »Renazifizierung« . 128

Dilthey, Hegel und die »Entdeckung des Geistes«. 137

Die frühe Nachkriegszeit und die Gründung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften – Die Auslandsreise im Winter 1947/48 148

Das »Blaue Gutachten« zur Universitätsreform 153

»Gründungsgeschichten«: Die Mommsen-Gesellschaft – Die Fondation Hardt 159

Von der Reeducation zur Reorientation des »Kalten Krieges« – Der Congress for Cultural Freedom in Berlin im Juni 1950 164

Rektor der Universität Hamburg (1951-1953) – Das Europa-Kolleg als universitäres Reformprojekt – Juni 1953: Thomas Mann in Hamburg 172

Snells Mitarbeit im Congress for Cultural Freedom (CCF) – Der Kongress »Wissenschaft und Freiheit« vom 23. bis 26. Juli 1953 in Hamburg 185

Der Hofgeismarer Kreis – Abschied von den Bemühungen um die Hochschulreform 195

Emeritierung 1959 – »Tragicorum Graecorum Fragmenta« und »Philosophie aus der Sprache heraus« 198

Sprache, Denken, Wirklichkeit – Die »Weltauffassung« der homerischen Epen 210

»Die alten Griechen und wir« 215
Dank 227
Bruno Snell – Karikaturen und Zeichnungen 229
Anmerkungen 237
Anhang 285
Stammtafel (Auszug) 286
Bruno Snell – Lebensdaten im Überblick 288
Ehrungen und Auszeichnungen (Übersicht) 292
Abkürzungen 294
Quellen- und Literaturverzeichnis 295
Bildnachweis 313
Personenregister 314

Vorwort des Herausgebers

Mit der Reihe »Wissenschaftler in Hamburg« würdigt die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung jene Persönlichkeiten, die sich um die Forschung, Lehre und Bildung in der Hansestadt besonders verdient gemacht haben. Die einzelnen Biografien der Reihe sollen die Erinnerung an diese Wissenschaftler und ihre herausragenden Leistungen wachhalten.

Bruno Snell war mehr als 60 Jahre lang Mitglied des Lehrkörpers der Universität Hamburg. Wie Erwin Panofsky, Ernst Cassirer oder Emil Artin, über die bereits Bände in dieser Reihe veröffentlicht worden sind, gehörte Snell zu denjenigen Wissenschaftlern, die der Universität zu akademischem Glanz und internationaler Anerkennung verholfen haben. 1945 wurde Snell Dekan der Philosophischen Fakultät, von 1951 bis 1953 amtierte er als Rektor der Universität Hamburg. Nach dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch übernahm er, so hat es ihr Altpräsident Peter Fischer-Appelt einmal formuliert, »von Cassirer die Rolle des geistigen Anregers in der Universität Hamburg. Sie war – wie bei Cassirer – nicht dominant, aber hervorstechend.«

Insgesamt 35 Jahre, von 1943 bis 1978, hat Bruno Snell im Kuratorium der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung mitgewirkt. Während dieser Zeit hat er ihre Arbeit entscheidend geprägt.

Allen, die neben unserem Autor Gerhard Lohse zum Gelingen dieses Buchprojektes beigetragen haben, ist die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung zu Dank verpflichtet. Drei Namen seien an dieser Stelle besonders hervorgehoben: die Böttcher Stiftung, die einmal mehr die Publikation eines Bandes der Buchreihe »Wissenschaftler in Hamburg« finanziert hat, Susanne Müller-Deile, die einen Druckkostenzuschuss zur Verfügung stellte, sowie Wilhelm Hornbostel, der das Thema angeregt hat und ohne dessen mannigfache Unterstützung diese Biografie niemals hätte realisiert werden können.

Dr. Ekkehard Nümann

Grußwort

Der 1896 geborene Bruno Snell hat sich durch sein reiches wissenschaftliches Œuvre, durch seine bewundernswerte menschliche Integrität und den einzigartigen Charme seiner Persönlichkeit im In- und Ausland weit über die Grenzen des Faches Respekt und Bewunderung erworben.

Nach Studien in Leiden, Berlin, München und Göttingen wurde Snell 1922 in Göttingen von dem Philosophen Ernst Misch mit einer Arbeit über »Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie« promoviert und habilitierte sich schon drei Jahre später in Hamburg mit Studien über »Aischylos und das Handeln im Drama«. 1931 wurde er als Nachfolger von Friedrich Klingner an eben diese Universität berufen, der er als akademischer Lehrer noch weit über die vorzeitige Emeritierung im Jahre 1959 hinaus treu blieb.

Die ersten glücklichen Jahre in Hamburg waren nicht zuletzt geprägt von engen wissenschaftlichen und persönlichen Verbindungen zur Bibliothek Warburg und von der Freundschaft zu Ernst Cassirer und Erwin Panofsky, mit dem Snell bis zur Vertreibung Panofskys in einem Haus wohnte.

In den dunklen Jahren der nationalsozialistischen Diktatur hat Snell mit ironisch-kritischer Distanz, taktischem Geschick und moralischem Mut sich und seinem Seminar Anstand und geistige Freiheit bewahrt. Walter Jens erzählt, dass Snell ihm 1941 auf die Frage, ob es denn noch Sinn mache, Griechisch zu studieren, geantwortet habe: »Natürlich hat es Sinn, unter der Voraussetzung, dass wir den Krieg verlieren. Aber das werden wir ja.« Als Jens sich über die freimütige Äußerung des Professors gegenüber einem unbekannten Studenten gewundert habe, habe Snell lächelnd erklärt: »Aber Sie haben doch, als Sie hereinkamen, ›Guten Tag‹ gesagt.«

Doch Snell hat in diesen dunklen Jahren seine distanzierte Haltung zum Nationalsozialismus keineswegs nur hinter der Tür seines Dienstzimmers zum Ausdruck gebracht. Er hat bedrohten Freunden und Kollegen unter eigener Gefahr geholfen, er hat Vorträge und Lesungen der Deutsch-Griechischen Gesellschaft dazu genutzt, der Barbarei den Spiegel eines europäischen Humanismus vorzuhalten, und er hat sich auch

in Publikationen gefährlich weit vorgewagt. Seine berühmte Rezension des ersten Bandes der »Paideia« von Werner Jaeger war nicht nur eine entschiedene Absage an den sogenannten dritten Humanismus Jaegers, sondern, wie das folgende Zitat beweist, auch ein kaum verhülltes politisches Statement: »Aber ein Humanismus mit bloßer Hexis und reinem Ethos ist geradezu unpolitisch, weil er nicht der Politik dient – oder weil er sich jeder Politik dienstbar machen kann.« Nur wenig später reagierte Snell auf die Volksabstimmung am 19. August 1934 (der Wahlslogan der Nazis lautete: »Ein ganzes Volk sagt am 19. August ja!«) mit einem kleinen Aufsatz über den Eselsroman des Apuleius, in dem er lakonisch-süffisant darauf hinweist, dass die Griechen den Schrei des Esels mit »ou«, ihrem Wort für »nein«, abbilden, während die deutschen Esel gerade umgekehrt immer »ja« sagen.

Nach dem Krieg hat Snell den durch wissenschaftliche Leistung und moralische Integrität erworbenen Kredit zum Nutzen seiner Universität und der deutschen Wissenschaft dazu verwendet, die zerstörten persönlichen und wissenschaftlichen Verbindungen zum europäischen und außereuropäischen Ausland wieder aufzubauen. Der bedeutende britische Philologe Hugh Lloyd-Jones hat diese Seite von Snells Wirken so gewürdigt: »After the collapse of 1945, he did more than any man, by his public activities, his inspiring teaching and his personal contribution to scholarship, to revive classical studies in the country that for a century and a half had been their principal home. He was foremost in restoring Germany's links with scholarship abroad, and indeed in making them stronger than they were before, and since that time he has exercised an influence for good that is felt in all places where classical studies exist at all.« Als Dekan und Rektor hat sich Snell große Verdienste um den Wiederaufbau seiner Universität erworben, war als Mitverfasser des sogenannten Blauen Gutachtens aktiv an der Hochschulreform von 1948 beteiligt, gründete 1955 als überzeugter Europäer das Hamburger Europa-Kolleg als Begegnungsstätte für deutsche und ausländische Studenten und hat neben allen diesen Aktivitäten auch noch die Zeit und Kraft gefunden, zahlreiche Institutionen und Gesellschaften ins Leben zu rufen und mitzugestalten: den Thesaurus Linguae Graecae in Hamburg, dem wir das große Lexikon des frühgriechischen Epos und das Hippokrates-Lexikon verdanken, die Fondation Hardt pour l'étude de l'antiquité classique in Vandœuvres bei

Genf, die Mommsen-Gesellschaft als den Verband der deutschen Forscherinnen und Forscher auf dem Gebiet des Griechisch-Römischen Altertums, und die Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, aus der nach seinem Tod die Akademie der Wissenschaften in Hamburg erwuchs.

Das vielfältige hochschulpolitische und wissenschaftsorganisatorische Engagement hat der fachwissenschaftlichen Produktion keinen Abbruch getan: Die Altertumswissenschaft verdankt Snell eine ganze Reihe maßgeblicher Editionen wichtiger Texte: die Teubner-Ausgaben der beiden Chorlyriker Pindar und Bakchylides und die ihm noch von Wilamowitz ans Herz gelegte Erneuerung der griechischen Tragikerfragmente von August Nauck. Neben diesen Standardwerken, zu denen auch die »Griechische Metrik« gehört, hat Snell sich immer wieder mit Rundfunkvorträgen und Übersetzungen an ein breiteres Publikum gewandt, um die Lebendigkeit und Bedeutung der geliebten griechischen Texte zu unterstreichen.

Weit über die Fachwissenschaft hinaus bekannt gemacht haben Snell vor allem seine Antworten auf die Fragestellung, die er von den ersten Arbeiten bis ins hohe Alter mit nicht nachlassender Neugier und Energie verfolgt hat und die in Titel und Untertitel seines bekanntesten Buchs pointiert formuliert ist: »Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen«. Die in vielen Auflagen ständig erweiterte Sammlung von Essays, mit der Generationen von Studenten der klassischen Philologie aufgewachsen sind, und die zahlreiche Einzelstudien zu dem großen Thema haben die Forschung über Jahrzehnte inspiriert und herausgefordert. Der konsequent sprachphilosophische Ansatz, der im Anschluss an Wilhelm von Humboldt und Wilhelm Dilthey den sprachlichen Ausdruck als »äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker« begreift, versucht, das »Anheben des europäischen Denkens bei den Griechen« zu erhellen. In der Verbindung von eingehender Analyse zentraler Wortfelder, subtiler Interpretation poetischer und prosaischer Texte und stets kontrollierter theoretischer Spekulation hat Snell bahnbrechende Erkenntnisse über die Entdeckung und Entwicklung des Selbstbewusstseins, der Persönlichkeit, des freien Willens und der Verantwortlichkeit des Menschen gewonnen, die ihre Originalität und Fruchtbarkeit auch im wachsenden Widerspruch eindrucksvoll bewiesen haben.

Wissenschaftliche Leistung und menschliche Qualität haben Snell zum unbestrittenen Nestor und Mentor seines Faches werden lassen. Kein deutscher klassischer Philologe hat nach dem Krieg, wie auch die eindrucksvolle Reihe der Ehrungen beweist, im In- und Ausland größeres Gewicht besessen als er. Für seine Studien zur Entdeckung des Geistes wurde Snell mit dem Hegel-Preis ausgezeichnet; der Sigmund-Freud-Preis würdigte die Klarheit und Eleganz seiner wissenschaftlichen Prosa; 1975 wurde ihm das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst verliehen; 1976 wurde er zum Ehrenpräsidenten der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ernannt und ein Jahr später – auf Vorschlag von Hans-Georg Gadamer – Mitglied der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite. Snell war Ehrendoktor der Universitäten von Aarhus, Aix-en-Provence, Leeds, Oxford, Southampton, Paris und Thessaloniki und Mitglied von zehn Akademien in sieben Ländern.

Das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung Snells, auch als akademischer Lehrer, beruhte nicht nur auf der stimulierenden Kraft seiner Ideen, sondern nicht zuletzt auch auf dem Zauber einer Persönlichkeit, in der sich liebenswerte Heiterkeit und ironische Selbstdistanz, Festigkeit der Überzeugung und geistige Liberalität harmonisch miteinander verbanden.

Ich selbst verdanke Snell vieles, ja, wenn man die Entscheidung zum Studium der klassischen Philologie als Ausgangspunkt und Basis des weiteren Lebensweges versteht, alles: Als ich nach dem Abitur zum Studium der Germanistik, Slavistik und Geschichte nach Hamburg ging, »befahl« mir mein Griechischlehrer, ich müsse unbedingt auch eine Vorlesung von Bruno Snell hören. Es war nicht zuletzt der Eindruck, den der hochgewachsene Mann mit dem eleganten Rollkragenpullover und seine in ganz unprätentiöser Sprache vorgetragenen Gedanken zu einzelnen Versen und Versgruppen aus den homerischen Epen auf mich machte, die mich dazu bewogen, die Studienfächer zu wechseln und klassischer Philologe zu werden. Dafür und für vieles andere, das ich später, als Assistent und Dozent am Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, von ihm gelernt habe, werde ich Bruno Snell immer dankbar sein.

Ich freue mich, dass die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung eine detaillierte Biografie von Bruno Snell auf den Weg gebracht hat

und dass sie mit Gerhard Lohse einen überaus kompetenten Verfasser mit der Aufgabe betraut hat, der sich seit Jahrzehnten intensiv mit Leben und Werk des Porträtierten beschäftigt. Möge das Buch viele Leser finden!

Berlin, Januar 2023 *Prof. Dr. Bernd Seidensticker*

Bruno Snell – Auf den ersten Blick

Bruno Snell lebte und wirkte 60 Jahre in Hamburg. Als Rektor der Universität in den Jahren 1951/52 und 1952/53 und erster Dekan der Philosophischen Fakultät 1945 hat er nach dem Krieg entscheidend dazu beigetragen, die Universität für die demokratische Nachkriegsgesellschaft zu öffnen.

Fast 30 Jahre lang, vom 1. April 1931 bis zu seiner Emeritierung 1960, vertrat Snell in Hamburg die Klassische Philologie. Die Entscheidung, in Hamburg zu bleiben, wird ihm in der Zeit des Nationalsozialismus nicht immer leichtgefallen sein. Als 1937 eine informelle Anfrage aus Sydney bei ihm eintraf, ob er Interesse habe, an der dortigen Universität zu lehren,[1] war die politische Lage in Deutschland bedrückend. Auch die Universität hatte sich ohne Gegenwehr der veränderten politischen Lage angepasst. Snell hätte die Gelegenheit gehabt, nach Sydney zu emigrieren und sich »der Unterdrückungszeit« zu entziehen. »Dafür, dass er das nicht tat, wussten ihm viele Dank, am meisten wohl seine Schüler«, ein Dank, den Hartmut Erbse 50 Jahre später im Nachruf auf den akademischen Lehrer noch einmal zum Ausdruck brachte.[2]

Auch 1947, als er einen Ruf an die Universität Göttingen ablehnte, und 1955, als er dem Ruf an die Columbia University, New York City, eine Absage erteilte, entschied Snell sich für Hamburg, für die Fortführung seiner hier begonnenen Wissenschaftsprojekte und für die Fortsetzung seiner Bemühungen um die Universitätsreform. Er hielt es für eine vordringliche Aufgabe, das Verhältnis von Universität, Staat und Gesellschaft neu zu ordnen und noch bestehende autoritäre Strukturen in der Universität aufzulösen.

Sachlich, freundlich, ohne Prätention, aber mit Witz und Ironie, so haben die Studenten Bruno Snell in seinen Seminaren und Vorlesungen erlebt. Die Begeisterung stellte sich bei der gemeinsamen Arbeit an der Sache von allein ein. Die Vorlesungen waren völlig locker und wohl das genaue Gegenteil von jener Feierlichkeit, die die Vorlesungen von Karl Reinhardt umgeben haben soll: Snell kam mit einem Homer-Text in der Hand und ein paar Notizen in der Jacke in den Saal, setzte sich mit Vorliebe auf die erste Bank und ließ die Beine baumeln, während er einzelne Abschnitte aus dem Stegreif übersetzte und die Be-

deutung bestimmter Wörter aus dem Zusammenhang erklärte.[3] Den »erbaulichen Ton« und falsche Feierlichkeit empfand Snell als störend, er bevorzugte das Unkonventionelle.

Vorbemerkung

Der Versuch, eine Darstellung von Bruno Snells Leben und Wirken zu geben, kann sich auf zwei autobiografische Texte stützen, die sich im Nachlass befinden. Die beiden unterschiedlichen Entwürfe überschneiden sich zum Teil und haben gemeinsam, dass sie nicht zu Ende geführt sind. Ein autobiografisches Fragment (AFr), das Ende der 1960er-Jahre begonnen wurde, war als chronologisch verfahrende Autobiografie geplant, führt aber nicht über 1920 hinaus. Ein zweites umfangreicheres Fragment gibt in lockerer Reihung Erinnerungen an Personen, meist des öffentlichen Lebens, wieder, überwiegend Wissenschaftler und Künstler.[4] Für diese Fassung hatte Snell den Titel »Von Diesem und Jenem« vorgesehen (VDuJ). Der Bericht ist alphabetisch nach den behandelten Personen geordnet und weitgehend auf pointierte anekdotische Begebenheiten oder Beobachtungen konzentriert. Zweifellos war das erstgenannte Fragment das anspruchsvollere Vorhaben. Es verlangte die Einordnung von Episodischem, zusammenführende Betrachtung und Bewertung der Ereignisse aus der Distanz sowie eine reflektierende biografische Strukturierung des Ganzen. Als Snell zu Beginn der 1970er-Jahre darum bemüht war, seine wissenschaftlichen Projekte abzuschließen, wandte er sich verstärkt VDuJ zu. Doch gab er nach Aussage seiner zweiten Ehefrau Liese-Lotte Snell in den letzten Jahren seines Lebens auch diesen Plan auf, nicht zuletzt deswegen, weil er das Verfassen von Autobiografien für »sträfliche Eitelkeit« hielt.

Eine wichtige und verlässliche Quelle sind die privaten Briefe. Snells Tochter, Cornelia Sperlich, geb. Snell, gab mir dankenswerterweise Gelegenheit, die Briefe und das autobiografische Material des Nachlasses einzusehen und Kopien anzufertigen, darunter Snells Briefe an die Eltern (seit 1914) sowie die frühe Korrespondenz mit seiner Cousine Irmgard Bartels und für die spätere Zeit vor allem den Briefwechsel mit Herta Snell. Weitere Dokumente konnte ich in den Staatsarchiven in Hamburg und München nutzen. Der Versuch einer biografischen Annäherung an Bruno Snell ist der Versuch, seine Ansätze zu einer Autobiografie aufzunehmen und weiterzuführen, wenn auch ohne die Authentizität, die sein Bericht gehabt hätte, und mit all den Lücken, die nur er selbst hätte füllen können.

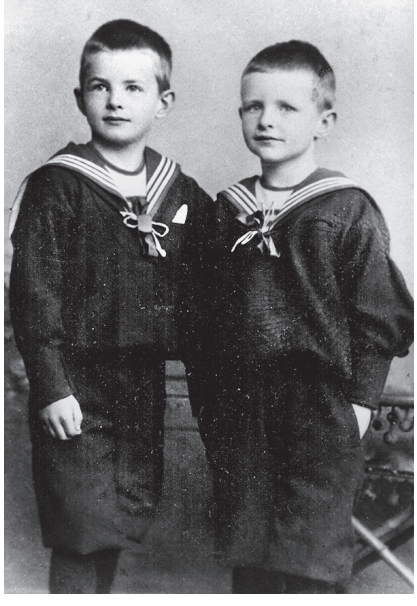
Abschließend noch zwei kurze Hinweise zur Terminologie: Die Bezeichnung Klassische Philologie folgt dem Sprachgebrauch, der auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgeht,[5] und wird ohne normative Wertung rein funktional zur Abgrenzung gegenüber anderen Philologien verwendet.

Zur Absetzung von dem lateinisch geprägten Humanismus der Renaissance soll hier für spätere Epochen der von Rudolf Pfeiffer (1889-1979) vorgeschlagene Begriff des Neohellenismus Verwendung finden,[6] der das neue Interesse an der griechischen Antike zum Ausdruck bringt, das von Winckelmann ausging und für die deutsche Klassik der Goethe-Zeit und die daran anschließenden Entwicklungen charakteristisch ist. So lässt sich ein ausgedehnter Gebrauch des Humanismus-Begriffes vermeiden, der inzwischen durch seine inflationäre Verwendung auf unterschiedlichen Gebieten vage und undeutlich geworden ist.

Kindheit und Schulzeit in Lüneburg

Bruno Snell wurde am 18. Juni 1896 in Hildesheim geboren. Sein Vater, der Psychiater Otto Snell, war damals als Oberarzt an der Hildesheimer »Irrenanstalt« tätig. Zuvor hatte bereits der Großvater, Ludwig Daniel Christian Snell (1817-1892), die Einrichtung geleitet und dort die erste »Ackerbau-Colonie für Geisteskranke« in Deutschland eingerichtet. Im Jahr 1900 erbaute man in Lüneburg die neue, moderne »Provinzial-Irrenanstalt«, zu der auch ein Gut gehörte, das von den Kranken bewirtschaftet wurde. Otto Snell wurde als Geheimer Sanitätsrat mit der Leitung der Anstalt beauftragt. Die Familie war bereits vor Fertigstellung der Anlage nach Lüneburg übergesiedelt, damit der Vater die Umsetzung der von ihm entworfenen Pläne beaufsichtigen konnte. Snell berichtet in seinen unvollendet gebliebenen Erinnerungen über frühe Kindheitserlebnisse in seiner neuen Heimat:

> Wir zogen in den »Schießgraben« zu einem Rittmeister Jäckel, der im Hinterhof sein Pferd im Stall stehen hatte. Mein kostbarster Besitz war damals ein Postillon-Helm. Helme mussten Kinder damals ja wohl haben; mein Vater war sehr dagegen, dass wir Soldaten spielten (wir waren vielleicht die einzigen unter unseren Freunden, die keine Bleisoldaten besaßen) und tatsächlich tat der zivile Helm vollauf seine Dienste, – bis ich eines Morgens sah, wie der Bursche des Rittmeisters in meinem Helm den Pferdemist aus dem Stall trug. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens. Und ich habe mich später zuweilen gefragt, ob diese Enttäuschung wohl erspart geblieben wäre, wenn ich etwa einen Kürassier-Helm gehabt hätte.[7]



Die Brüder Werner und Bruno Snell, 1901

»Direktions-Wohnhaus der Provinzial Heil- und Pflegeanstalt Lüneburg von Südosten gesehen. August 1924« (Beschriftung auf der Rückseite)

Anna Snell (geb. Struckmann) und Otto Snell, um 1892

Im Sommer 1900 war die Provinzial-Irrenanstalt fertiggestellt. Die Familie Snell wohnte in Räumen, die zu dieser Einrichtung gehörten. Bruno Snell liebte es, später bei passender Gelegenheit die durchaus wahrheitsgemäße Bemerkung einzustreuen, er sei in einer Irrenanstalt groß geworden.

> Auch bei uns im Hause waren immer einige Patienten tätig. Ein geistig nicht sehr anspruchsvolles Wesen arbeitete irgendwo im Haus still vor sich her, reinigte das Treppenhaus oder schälte in der Küche die Kartoffeln; ein Lieber Gott grub und hackte im Garten, ein anderer Lieber Gott, der aber einmal einen Menschen umgebracht hatte, tat allerlei Handwerksarbeiten und hielt uns z.B. unsere Räder in Ordnung. […] Überhaupt sahen wir das ganze Gebiet, das eigentlich der Fürsorge für die unglückseligen Kranken galt, als unser Reich an. […] Aber mit den Patienten, die frei umhergingen, standen wir durchweg auf freundschaftlichem Fuß. Gewiss brummelte manchmal der eine oder andere vor sich hin oder hielt erregte Re-

Werner, Gertrud und Bruno Snell, 1905

Werner, Bruno und Gertrud Snell im Garten der Lüneburger Anstalt, 1909

> den, das Strafgericht Gottes würde über meinen Vater kommen, weil er Menschen in ihrer Freiheit beschränkte und nicht nach Haus zurückkehren ließ, aber mein Vater sagte: »Ihr müsst nur immer sehr freundlich sein – das legt sich auch wieder. Lasst nur jeden gewähren. Die Menschen sind nun einmal so.«

Snell fährt dann fort:

> Das lehrte uns früh eine Art Lebensweisheit, andere Menschen als kuriose Fälle anzusehen, ihnen interessiert und nachsichtig zuzugucken und jeden seinen Weg gehen zu lassen, in einer Mischung von Hochmut und Gleichgültigkeit, von Neugier und Mitleid.

Diese Selbstcharakterisierung Snells findet eine gewisse Bestätigung in seinen Erinnerungen »Von Diesem und Jenem«. Die anekdotenhafte Darstellung und die Vorliebe für »kuriose Fälle« scheint dem charakteristischen und schon früh eingeübten Muster zu folgen, das er selbst

Bruno Snell, 1909

Wilhelm Snell (1789-1851), o. J.

beschrieb. Vor allem aber in Snells Karikaturen, die er später nicht selten in Sitzungen, an denen er teilnahm, zu Papier brachte, zeigte sich die alte Gewohnheit. Das Herausstellen typischer Einzelzüge entsprach auch hier einer Betrachtungsweise, welche jene von Snell beschriebene »Mischung« von Abgrenzung und Teilnahme nicht nur zuließ, sondern voraussetzte.

Die Snells stammten aus dem Taunus, wo sie im 18. und 19. Jahrhundert als Apotheker, Pfarrer, Lehrer oder Ärzte tätig waren. Im Vorfeld der Revolution von 1848 gehörten sie zu den republikanisch gesinnten Familien. Die demokratisch-liberale Tradition der Familie reichte bis in die politischen Auseinandersetzungen des Vormärz und die Zeit der Karlsbader Beschlüsse vom August 1819 zurück. Damals mussten die Brüder Philipp Ludwig Snell (1785-1854) und Johann Wilhelm Snell (1789-1851) aus Idstein im Herzogtum Nassau in die Schweiz emigrieren, wo sie in Zürich und Bern als Professoren tätig waren.[8]

1903 wurde Bruno Snell Schüler des Johanneums in Lüneburg. Über dem Portal der Schule stand die Inschrift »doctrinae, virtuti, humanitati«. Später, als Professor an der Universität Hamburg, wusste Snell

Ludwig Snell (1785-1854), o. J.

Ludwig Snell (1817-1892), Psychiater in Hildesheim, um 1875

dieses Motto zu schätzen und interessant zu interpretieren: »doctrina« umfasste Forschung und Lehre. In »virtus« und »humanitas« sah er »zwei prägnante in Spannung zu einander stehende Begriffe«: einerseits »die Tugend, das Absolute, Rigorose, philosophisch als richtig Erkannte und daneben die Humanität, das Gesellschaftlich-Politische, das das freie und tolerante Zusammenleben möglich macht«. Als Schüler wird Snell nach allem, was wir aus seinen Rundfunkvorträgen »Neun Tage Latein« über sein Schülerdasein erfahren,[9] »würdigen lateinischen Inschriften« nur wenig Respekt entgegengebracht und die Inschrift über dem Schulportal wohl eher als ein bedrohliches Menetekel betrachtet haben, das über jedem Schultag stand. Den Schulalltag beschreibt sicherlich eine kleine Geschichte näher, die Snell in dem letzten seiner Rundfunkvorträge im Januar 1955 erwähnt:

> In meiner Geburtsstadt Hildesheim hing über dem Tor des Gymnasiums Josephinum an einer Stange der Heilige Geist in Gestalt einer Taube, und darunter stand der schöne fromme Spruch: *Ille vos docebit omnia*, »der wird euch alles lehren«. Mit der Zeit riss die

Bruno Snell, 1913

> Kette, an der das Sinnbild des Heiligen Geistes aufgehängt war, die Taube fiel herab und verschwand, und manches Jahr ragte nur noch der Stock über den Eingang der Schule mit den Worten: *Ille vos docebit omnia.*[10]

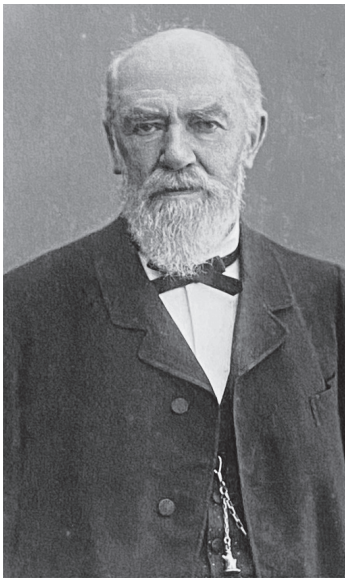
Am 11. Februar 1913 schrieb der damals 16-jährige Bruno Snell an seine Cousine Irmgard Bartels, die gerade ihr Abitur bestanden hatte:

> Du Glückliche! Na, aber in einem Jahr! Ei – wie soll das fein werden. Dann gehe ich nach Grenoble, möglichst weit weg von dem Nest, in dem man nun schon zehn Jahre lang – 2/3 des ganzen Lebens – tagaus tagein in die Schule gerannt! – Aber ganz so furchtbar ist es hier doch nicht, denn arbeiten tue ich jetzt schon aus Prinzip nicht mehr, – ich falle freilich auch häufig genug 'rein, aber im Ganzen ist mir der ganze Schwung doch ziemlich Wurscht![11]

Ostern 1914 legte Bruno Snell am Johanneum in Lüneburg die Abiturprüfung ab. »Im Abiturientenzeugnis vom 17. Februar 1914 hießen alle Fächer ›gut‹, nur Latein und Englisch« (beides Fächer, die er später studierte) »war ›genügend‹«, notierte Snell in seinen Erinnerungen. Die Abiturienten des Johanneums führten zum Abschluss Gustav Freytags Lustspiel »Die Journalisten« auf. Snell spielte den Journalisten Konrad Bolz. In dem Pressebericht über das Ereignis heißt es: »Nicht immer gelingt es dem Berufsschauspieler, diesen echten Journalisten so in seinem Lebenselement zu zeigen, wie es hier geschah: für den Tag lebend und schaffend, leicht und unbekümmert, losgelöst von der Daseinsschwere.«[12]

Schon früh fühlte Snell sich zu einer künstlerischen Tätigkeit hingezogen. Von der Dichtkunst nahm er allerdings – in realistischer Einschät-

zung seiner dichterischen Versuche – bereits als 17-Jähriger Abschied: »Ich wollt, ich wollt in kühnem Ritt / Bis in den Himmel. / Jedoch mein Schimmel, / Der Pegasus, der wollt nicht mit.« Ein anderes Abschiedsgedicht an die Dichtkunst lautete: »Wollt singen, wie der Vogel singt,/ der in den Zweigen wohnet … / Der Vogel hat mir abgewinkt: / ›… weil sich's bei dir nicht lohnet.‹« Vor allem aber galt Snells Interesse der Malerei und der bildenden Kunst. Maler konnte er jedoch wegen seiner Rot-Grün-Blindheit nicht werden. Aber als Karikaturist hatte Snell Talent, davon zeugt noch manche schnell hingeworfene Skizze, angefertigt in offenbar nicht immer kurzweiligen Kommissionssitzungen und Zusammenkünften, an denen er später als Professor für Klassische Philologie teilnahm.



Gustav Struckmann war zunächst Anwalt in Osnabrück, 1874 nationalliberaler Abgeordneter im Reichstag und ab 1875 Bürgermeister von Hildesheim; 1879 Repräsentant von Hildesheim im Preußischen Herrenhaus. (Foto: um 1900)

Bald stand fest, dass Bruno Snell studieren wollte. Doch welcher Fachrichtung sollte er sich zuwenden? Sollte er Psychiater werden wie sein Vater und Großvater? Der Vater, der selbst durch die Aufteilung der Patienten auf kleinere Unterbringungseinheiten zu einem gewissen Fortschritt auf diesem Gebiet beigetragen hatte, riet ihm ab. Die Medizin sei noch nicht weit genug fortgeschritten, um Geisteskranken helfen zu können. Von Klassischer Philologie war in den beratenden Gesprächen, die der 17-Jährige mit den engsten Verwandten führte, nie die Rede. Sein Großvater mütterlicherseits, Gustav Struckmann (1837-1919), war Jurist und Oberbürgermeister von Hildesheim. Er wollte, dass sein Enkel einen praktischen und für die Gesellschaft nützlichen Beruf anstrebte, und empfahl das Jurastudium. Entscheidend war der Einfluss der Mutter. Auch sie wünschte, »dass ich Jura studierte wie ihr Bruder, wie zwei Schwäger und die Söhne ihrer älteren Schwester«, als Jurist habe man die meisten Möglichkeiten. Eigentlich lag es nun nahe, das Jurastudium in Göttingen zu be-

ginnen oder nach Tübingen zu gehen, denn Bruno Snells Vater war Corps-Student gewesen, in Tübingen bei den Borussen und in Göttingen bei den Herzynen. Er hätte es gern gesehen, wenn sein Sohn einem dieser beiden Corps beigetreten wäre. Das brachte gute Beziehungen für das weitere Leben, so der Vater, und führte den Studenten in einen festen Lebenskreis. Aber gerade an dem letzteren lag Snell nun gar nichts – im Gegenteil, ihn zog es aus der Enge der wilhelminisch geprägten Kleinstadt fort ins Freie, wo sich neue Erfahrungen und Möglichkeiten eröffnen konnten. Als Ausweg bot sich ein Auslandsstudium an. Für Edinburgh als Studienort sprach ein offenbar auch die Eltern überzeugender Umstand: »Als glückliches Familien-Vorbild war da gottlob der eine juristische Vetter, der in Edinburgh studiert und bei einem reputierlichen Ehepaar gewohnt hatte.«[13] So folgte Bruno Snell seinem Beispiel und hörte im Sommer 1914 »Law and Political Economy« an der University of Edinburgh.

Studium von »Law and Political Economy« in Edinburgh 1914 – Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Internierung auf der Isle of Man – Austausch nach Holland im Frühjahr 1918

Am 11. März 1914 verließ Snell Lüneburg. Zunächst war ein fünfwöchiger Aufenthalt in London vorgesehen, um seine Kenntnisse im Englischen zu verbessern. Im Rückblick schrieb Snell in seinem »Autobiographischen Fragment« (AFr): »Mein Vater fand es vernünftig, dass ich vor Semesterbeginn in Edinburgh für einige Wochen nach London ginge, und mich zumal in den Museen umsähe.« Snell war bei einer Pastorenfamilie untergebracht und »durchstreifte mit großem Eifer allein die Museen« und »Galerien«. In einer Zusammenfassung der letzten Woche in London berichtete Snell seinen Eltern[14] von der Besichtigung des Observatoriums in Greenwich, vom Besuch des Crystal Palace, jener für die Industrieausstellung von 1851 errichteten gigantischen Konstruktion aus Eisen und Glas, und ähnlichen Zielen bildungsbeflissenen Reisens.

In Edinburgh wohnte Snell bei einem Geschäftsmann, der »vom Vertrieb Hannoverscher Leibniz-Keks« lebte.[15] Von seiner Gastfamilie wurde ihm viel höfliche Aufmerksamkeit entgegengebracht, so dass er sich wie ein »Hotelgast« fühlte (der von Snell vorsorglich mitgeführte Smoking blieb im Schrank, »abends ist Supper ohne Umziehen«). Dem Studium von Law and Political Economy widmete sich Snell ohne sonderlichen Eifer, was zum Teil auch mit seinen beschränkten Sprachkenntnissen zusammenhängen mochte. Dennoch erreichte er mit der knapp bestandenen Abschlussklausur die Qualifikation für den zweiten Kursus in Political Economy. Sehr viel mehr interessierte ihn aber eine kunstgeschichtliche Vorlesung, die er regelmäßig besuchte. Verschiedene Einladungen und Begegnungen in studentischen Clubs und Vereinigungen boten allerlei Abwechslung, verliefen aber aus Snells Sicht insgesamt doch eher unbefriedigend. Freundschaft schloss er nur mit dem um 20 Jahre älteren sächsischen Maler Paul Otto Croeber (Kröber), der sich schon mehrere Jahre in Edinburgh aufhielt und dort von seiner Porträtmalerei lebte, im Übrigen aber auch literarisch tätig war.

Snell schätzte die gemeinsamen Gespräche über Malerei und Literatur: »Englisch lerne ich dabei ja freilich nicht, aber doch etwas von unserer geliebten ›Allgemeinbildung‹.«

Mit dem International Club der Universität Edinburgh fuhr er, wie er am 25. Mai 1914 an die Eltern schrieb, nach Dunfermline und bekam »die alte schottische Königsstadt gezeigt«. Im Brief vom 5. Juni 1914 berichtete er von seinem Besuch des Parks der Lords Rosebery und der Forth Bridge und am 23. Juni über die Ruinen des Craigmillar Castle und »die gothischen Riesenruinen von Melrose und Dryburgh«. Er besichtigte auch die alte schottische Universität in St. Andrews und schilderte den Anblick der »traurigen Pfeiler der alten, unglücklichen Brücke« über den Firth of Tay (Brief an seine Eltern vom 10. Juli 1914). Fontanes Gedicht »Brücke am Tay« gehörte damals zum Lektürekanon der deutschen Schulen.

Wenn man die Briefe Snells an seine Eltern zugrunde legt, erweckt Snells Sommersemester in Edinburgh eher den Eindruck einer Bildungsreise als den eines Studienaufenthalts. Deutlich ist das Bestreben, die Sehenswürdigkeiten der Gegend kennenzulernen. Wie zuvor in London ließ sich Snell auch in Schottland von Baedekers »Handbuch für Reisende«[16] bei der Auswahl seiner Besichtigungsziele leiten.[17] Die von Karl Baedeker (1801-1853) seit 1832 herausgegebenen Reiseführer orientierten sich in ihrem knappen Sprachstil und der Genauigkeit der Information an der »gelehrten Reise« der Aufklärungszeit, welche der abenteuerlustigen »Kavalierstour« des europäischen Adels das bürgerliche Interesse an einem enzyklopädischen Wissen von allem Sehenswerten gegenüberstellte. Was im Einzelnen für den Reisenden sehenswert war, definierte der »Baedeker«. Ziel der aufgeklärten Reise war der Erwerb von »nützlichen« Kenntnissen. Das »Zedlersche Universal-Lexicon«[18] vermerkte 1742 unter dem Stichwort »Reisen«: »Das allgemeine Absehen bey Reisen soll gemeiniglich darin bestehen, daß man die Welt kennenlerne, das ist, die Völker in ihren Sitten, Gewohnheiten, Aufführungen betrachtet, und alles gehörigermaßen zu seinem Nutzen anwendet.« In diesem Sinne hielt der Vater es auch für »nützlich« und »vernünftig«, wenn sein Sohn die Museen in London besuchte. Überhaupt scheint Otto Snell die Worte »nützlich« und »vernünftig« bevorzugt verwendet zu haben, um eine Sache positiv darzustellen. In einem der wenigen erhaltenen Briefe schrieb er am 16. April 1915 an

seinen Sohn: »Du [musst] sehen, dass Du durch Benutzung der Bibliothek und auf anderen Wegen allerlei Nützliches lernst […]. Was Du vernünftigerweise in diesem Semester hören und treiben musst, wirst Du ja aus Deinen Erfahrungen im ersten Semester so ziemlich wissen. Auch unter ungünstigen Umständen kann man seine Zeit nützlich anwenden.«[19]

Die Familie Snell war sich ihrer aufklärerisch-liberalen Bildungstradition, die bis ins Ende des 18. Jahrhunderts zurückreichte und ein bestimmtes politisches Verhalten einschloss, sehr wohl bewusst. Für den jungen Bruno Snell waren Gespräche mit seinem Vater über die »früheren Snells« eine Orientierungshilfe.[20] So wählte der Vater die Worte »nützlich« und »vernünftig« nicht zufällig, wenn er den Sohn bei seinem Auslandsstudium beraten wollte. Bruno Snell übernahm diese Ausdrücke ebenfalls in seinen Sprachgebrauch, zusammen mit dem daran anschließenden Wort »nüchtern«, einem seiner Lieblingswörter. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sprach er von einer »ernüchterten Altertumswissenschaft« und von der Abkehr von »suspekten Ideologien«.[21] Unsere Beobachtung zum Snell'schen Vokabular scheint mehr anzuzeigen als lediglich die Vorliebe für einen bestimmten sprachlichen Ausdruck, es entspricht einer Denkweise. Ein vorausgreifender Exkurs kann zeigen, dass es Snell auch später stets wichtig war, eine »wirklichkeitsfremde Überschätzung des reinen Wissens und Denkens« zu vermeiden.[22] In dem eben zitierten Gutachten zur Universitätsreform, das Snell 1948 mit ausgearbeitet hat, wurde gefordert, dass Wissenschaft nicht von der Wirklichkeit abgehoben sein durfte, sie sollte sich der Lebenspraxis (eben dem »Nützlichen und Vernünftigen«) nicht entziehen. Dazu passte es, wenn Snell in seiner Rektoratsrede vom 14. November 1951[23] die politische Verantwortung von Wissenschaft betonte:

> Persönlich muss ich gestehen, dass ich mir einen lebendigen Forscher schwer vorstellen kann, der nicht auch lebendigen Anteil an seiner Zeit nimmt, und dazu gehört vor allem auch ein waches Interesse für die Politik. Dazu sollten wir auch unsere Studenten erziehen.

So verstandene Wissenschaft stimmte mit den aufklärerisch-liberalen Grundsätzen der Snell'schen Familientradition überein. Geisteswissenschaft war »nützlich«, indem sie eine aufgeklärte, humane und demo-

kratische Gesellschaftsentwicklung förderte. Wenn die Vertreter der Wissenschaft nach 1945 »nüchtern« und »vernünftig« handelten, konnten sie dazu beitragen, dass die bitteren Erfahrungen der zwölf Jahre der Diktatur sich nicht wiederholten.

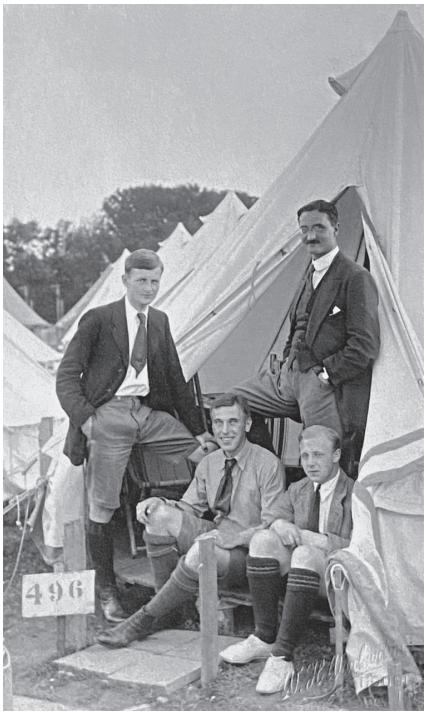
Die Reiseberichte des 18-jährigen Bruno Snell entsprachen, soweit sie an die Eltern gerichtet waren, weitgehend der Charakteristik der aufklärerischen Reise, wie wir sie in Zedlers Universal-Lexicon vorfinden. Die Briefe an die gleichaltrige Cousine, die Mitglied der Wandervogel-Bewegung war, zeigten dagegen viel Verständnis für die sentimental-romantische Reise des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die dem Naturerlebnis der Wandervogel-Generation nahekam. Dass Snell dem neuen Naturerleben der Jahrhundertwende durchaus Sympathie entgegenbrachte, zeigt sich darin, dass er mit Beginn der Semesterferien am 19. Juli 1914 zu einer erlebnisreichen Wanderung in die schottischen Highlands aufbrach, die ihn über das im Nordwesten gelegenen Oban am Firth of Lorn bis nach Inverness führte, der Metropole der Highlands an der Nordostküste Schottlands.

Doch während seiner Wanderung durch die malerische schottische Landschaft nahm er schließlich auch wahr, dass die politische Lage sich bedrohlich zugespitzt hatte. Aus Inverness schrieb er am 2. August an seine Eltern: »Die Lage in Europa kommt mir doch jetzt so mulmig vor, dass ich morgen früh nach Edinburgh zurückfahren werde.« So traf Snell am 3. August wieder in Edinburgh ein – zu spät, wie sich bald herausstellte. Am 1. August 1914 hatte das deutsche Kaiserreich Russland den Krieg erklärt, am 3. August war die Kriegserklärung an Frankreich erfolgt. Weil die Umsetzung des Schlieffenplans die belgische Neutralität verletzte, erklärte am 4. August Großbritannien als belgische Garantiemacht Deutschland den Krieg. Bereits am folgenden Tage wurde von der britischen Regierung ein Gesetz zur Kontrolle der in Großbritannien befindlichen Ausländer erlassen (Aliens Restriction Act),[24] das es ermöglichte, die Freizügigkeit der Ausländer einzuschränken und ihre Aktivitäten zu kontrollieren. Viele Deutsche wollten bei Kriegsausbruch Großbritannien verlassen, darunter viele Reservisten. Das deutsche Konsulat hatte sofort zwei Schiffe gechartert, welche die britischen Behörden jedoch nicht auslaufen ließen. Der Maler Paul Croeber, mit dem sich Snell, wie schon berichtet, in Edinburgh angefreundet hatte, schrieb nach

Cunningham's Holiday Camp Douglas, Isle of Man, seit 1914 Internierungslager
(Foto: vor 1914)

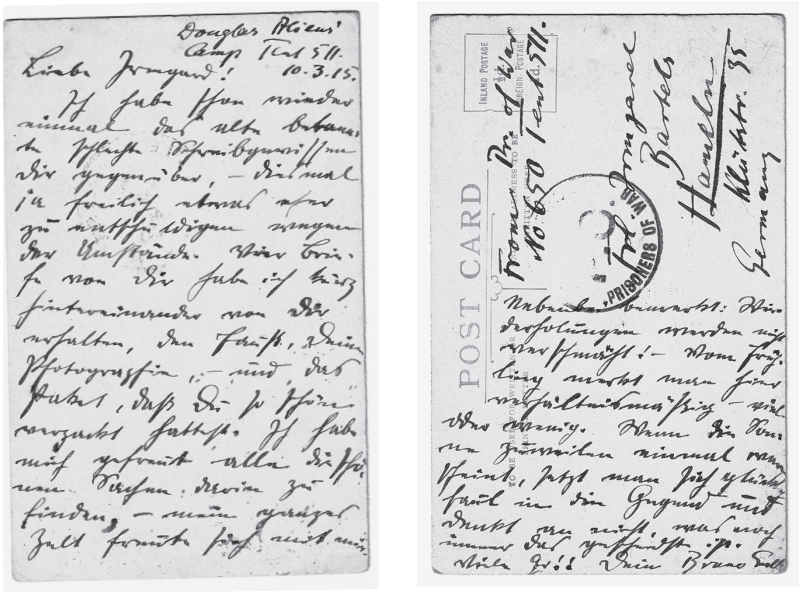
seiner Rückkehr nach Deutschland am 27. Februar 1918 an die Eltern: »Die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen, als Ihr Sohn sich gerade auf einer Fußtour in den highlands befand […]. Am Montag [dem 3.8.] erschien er noch ganz erschrocken auf der Bildfläche und als wir am Dienstag mit Sack und Pack im Zuge nach London saßen, erreichte uns die Nachricht, es sei zu spät.«

Bruno Snell konnte zunächst weiterhin bei der Familie Thomson wohnen, musste sich aber zwei Mal wöchentlich bei der Polizei melden. Am 11. September 1914 wurde er wenige Kilometer südlich von Edinburgh im Redford Camp interniert. Im Zuge einer zunehmenden Verschärfung der Maßnahmen gegen Staatsangehörige feindlicher Staaten fasste man im Oktober alle »feindlichen« Ausländer im wehrfähigen Alter in Internierungslagern zusammen, um möglichen Sabotageanschlägen zuvorzukommen. So wurde Snell am 2. Oktober in das Detention Camp Douglas auf der Isle of Man gebracht, wo es mehrere Camps gab, in denen das Gros der in Großbritannien internierten Ausländer untergebracht war. Alle Versuche der Eltern, ihren Sohn freizubekommen oder ihm die Auswanderung in die USA zu ermöglichen, scheiterten.



Die Bewohner von Zelt Nr. 496, unter ihnen Bruno Snell (links), o. J.

In einem der ersten Briefe nach Kriegsausbruch an die Eltern vom 31. August 1914 war bereits erkennbar, dass Bruno Snell sich anhand der Lektüre von britischen Presseberichten allmählich ein eigenes, unabhängigeres Urteil über den Krieg in Europa zu bilden suchte: »Ist es vielleicht nicht doch gut, dass nachher in Deutschland einige sind, die die ganze Begeisterung nicht miterlebt haben? Die vielleicht den Verhältnissen viel kühler gegenüberstehen –. Ihr könnt Euch denken, dass man hier ganz anders über Deutschland spricht als drüben bei Euch. Die Zeitungen hier bringen zuweilen auch deutsche Nachrichten – um darüber zu lachen. Ich habe das englische Weiße Buch gelesen;[25] es zeichnet sich durch außerordentliche Sachlichkeit aus. […] Die Haltung der englischen Zeitungen gefällt mir im Ganzen recht gut.« Snells distanzierte Betrachtung von Hurra-Patriotismus und Kriegseuphorie in Deutschland verdeutlicht, wie sehr das eigene Erleben des »feindlichen Auslands« seine Wahrnehmung der politischen Wirklichkeit beeinflusste. Doch die Urteile wechselten, es gab immer auch noch die andere, die patriotische Einstellung, die gelegentlich zum Vorschein kam. Auf die Nachricht vom Kriegstod eines Freundes schrieb er: »Und doch – wir beneiden jeden, der jetzt für die große Sache etwas leisten darf« (Brief an seine Eltern vom 1. Oktober 1914). Seine Vorstellung von korrektem patriotischem Verhalten entsprach wahrscheinlich den Überzeugungen jener sieben Mitschüler, die sich nach dem »Heldentod« ihres Klassenlehrers als Freiwillige an die Front meldeten.[26] Hier zeigte sich der 18-Jährige noch ganz im Bann jener gesellschaftlichen Autoritäten, die in Deutschland die öffentliche Meinung bestimmten. Der modifizierende Faktor, der ihn gegenüber scharfmacherischen Parolen beider Lager zunehmend



Postkarte Snells an seine Cousine Irmgard Bartels vom 10. März 1915

resistent machte, lag in den eigenen Erlebnissen. So führten zum Beispiel die Erfahrungen der Internierung auf der Isle of Man zu einem Bewusstsein der Solidarität mit den Leidensgenossen, gleich welcher Nationalität: »Behandelt alle Ausländer gut, ich verstehe jetzt, wie sich ein Kriegsgefangener fühlt« (Brief an die Mutter vom 24. September 1914). Hier bahnte sich eine neue Selbstständigkeit des Urteils an, das Bemühen, distanziert und »nüchtern« zu einer begründeten, an den Tatsachen orientierten Meinung zu kommen.

Die Eintönigkeit des Lebens in dem Zeltlager (je sechs Internierte bewohnten ein Rundzelt) und das jahrelange Warten auf das Ende der Gefangenschaft machten auch Snell zu schaffen. Am 3. November 1914 schrieb er aus dem Douglas Aliens' Camp an seine Cousine Irmgard:

> Der Regen trommelt auf unser Zelt, recht gelangweilt sitzen wir um unseren improvisierten Tisch herum, auf Strohsäcken, Kisten etc. […] Du hast keine Ahnung, wie interessant das Leben hier ist! Dreck, Kartoffeln, Haferbrei und Rumschlafen […] Das halte für die Dauer aus, wer kann!

Oxford, Frühjahr 1915, auf dem Tennisplatz (Beschriftung auf der Rückseite des Fotos: »Hellmuth Holz, Miss Powell, Frl. v. Klitzing und Bruno Snell«)

Nach 17 Monaten der Gefangenschaft berichtete Snell am 3. Februar 1916 seiner Cousine: »Man sollte meinen, man existierte gar nicht mehr. Da heißt es schon 1 ½ Jahre warten, warten!« Er vertrieb sich die Zeit mit dem Anfertigen von Porträts. »Nebenbei läuft immer noch das Karikaturenzeichnen fürs Camp-Echo.«[27] Snell erwähnte in dieser düsteren Beschreibung seiner Lage allerdings nicht, dass der Lagerkommandant es ihm im April 1915 ermöglicht hatte, acht Monate in Oxford bei Professor Goudy römisches Recht zu studieren.[28] Danach wurde er allerdings wieder nach Douglas zurückgebracht, wo er bis zum Frühjahr 1918 bleiben musste.

Im Frühjahr 1917 beschäftigte sich Snell auch wieder mit »Berufs-Fragen«. Am 25. Februar 1917 gestand er seiner Cousine:

> Ich habe eine stille Sehnsucht zum Altphilologen, zum Pauker bei mir entdeckt, und gedenke wahrhaftig Ernst damit zu machen […]. – Viel neuen Mut habe ich dadurch gefunden, daß ich regelmäßig – 4 mal die Woche – auf unsere Farm hinausgehe und bei der Aussicht auf das nahe Meer Ginsterwurzeln aus der Erde ziehe.[29]

Am 22. April kommt er noch einmal auf diesen Plan zurück: »Weißt Du schon, dass ich mich mit dem Gedanken trage, Pauker zu werden?